

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 11 (1954)
Heft: 4

Artikel: Vom Leben in Mexiko
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4. Die Neigung zu Katarrhen

wird vorteilhaft bekämpft, wenn man auf Spaziergängen durch den Wald Tannen- und Lärchenspitzen pflückt, um sie zu kauen. Wer hiezu keine Gelegenheit hat, kann als Ersatz zur Pflege der Schleimhäute regelmässig rohen Tannenknochenextrakt einnehmen. Er wirkt damit gleichzeitig noch eine blutreinigende Frühlingskur. Auch Imperatoria, also Meisterwurz und Usnea helfen mit, unsere Schleimhäute zu reinigen und zu stärken.

5. Blutreinigungskuren,

wie bereits im März empfohlen, können natürlich auch im April noch durchgeführt werden. Auch der Brennesselsalat sollte nicht vergessen werden. Bereits ist auch da und dort auf dem steinigten Boden der Laubholzwäldchen Bärlauch sichtbar, der besonders den Grosseilern hilft, das Leben um ein paar Jährchen zu verlängern, wenn sie jeden Frühling fleissig, wenn möglich täglich, Bärlauchsalat geniessen. Wichtig ist für uns auch der beliebte Nüsslisalat, da er infolge seines Vitamin- und Chlorophyllgehaltes ein billiges und gutes Blutbildungsmittel ist.

6. Der grüne Hafer

verdient an dieser Stelle ebenfalls genannt zu werden, da auch er uns gute Dienste zu leisten vermag. Jetzt sollten wir ein kleines Plätzlein in unserm Garten mit Hafer bepflanzen, denn er braucht Winterfeuchtigkeit zum Keimen. Das Saatgut muss gründlich in die Erde hineingereicht oder hineingekräutelt werden, sonst werden sich Amseln und Spatzen so sehr daran gütlich tun, dass wir nur eine spärliche Ernte haben werden. Ist der Hafer 20 cm hoch, dann können davon täglich einige Blättchen geerntet und fein geschnitten unter den Salat gemengt werden. Es ist dies zur Kräftigung der Nerven ein einfaches, billiges Mittel. Auch als Blutreinigung dient er vorzüglich. Wenn der Hafer blüht, wird man die ganzen Stauden ernten, um sie durch die Hackmaschine zu drehen, auszupressen und den gewonnenen Saft mit 2% altem Wein oder mit der Hälfte Alkohol zu vermengen. Auf diese Weise gewinnt man gute, billige Nerventropfen. Wem dies zu umständlich ist, dem wird das konzentrierte Avena sativa vollwertige Dienste leisten.

7. Gartenarbeiten

helfen mit, uns die notwendige Bewegung im Freien an der wohlthuenden Frühlingssonne zu beschaffen. In erster Linie müssen wir alle rückständigen Arbeiten nachholen. Wenn der Kompost noch nicht umgearbeitet ist, sollte dies jetzt unbedingt geschehen. Auch alles Unkraut muss jetzt, wo die Winterfeuchtigkeit die Arbeit noch erleichtert, herausgenommen werden, wenn man damit nicht schon im März völlig aufgeräumt hat. Nie warte man mit der Ausrottung des Unkrautes bis es blüht und sich versamen kann, denn dann hat man ein Vielfaches mehr Mühe und Arbeit. Versamtes Unkraut sollte nicht auf den Kompost gebracht werden, ebenso wenig wie das Wurzelwerk von schwer ausrottbarem Unkraut. Beides verbrenne man.

Rübeisamen und Erbsen gehören jetzt unbedingt in den Boden, da auch sie die Winterfeuchtigkeit zum Keimen noch benötigen. Alle 8—14 Tage sollte man Kresse und Radieschen säen. Sie sind gut für die Leber- und Drüsenfunktion. Auch den Schnittsalat dürfen wir zur Bereicherung nicht vergessen, bis der Kopfsalat so weit ist, dass wir ihn an seiner Stelle verwenden können.

Je nach dem Wetter können wir in tiefern Lagen die Frühkartoffeln stecken und auch die Setzlinge vom Frühlingsgemüse pflanzen. Als Zwischenkultur setzen wir Salat. Vorteilhaft ist dabei folgende Düngung. Wir graben mit der Handschaufel ein kleines Loch, in das wir Bioforce-Dünger streuen, den wir mit Komposterde gut bedecken, damit der Dünger nicht direkt an die Wurzel des Setzlings kommt. Um das rasche Austrocknen zu vermeiden, legt man um den Setzling etwas frisch geschnittenes Gras, was zugleich noch als Düngung dient. Auch beim Säen

kann man so vorgehen, indem man in die Rille erst den Dünger, dann darüber den Kompost bringt, worauf man den Samen ausstreut, leicht bedeckt und mit dem Rechen etwas festdrückt. Wer die Mühe dieses Anpflanzens nicht scheut, erspart sich nachher manche mühsame Pflege, denn die Setzlinge und das Saatgut gedeihen auf diese Weise sehr gut, müssen nur fleissig gehackt, gehäufelt und unkrautfrei gehalten werden. Je fleissiger wir hacken, umdesto mehr ersparen wir das Spritzen, das ohnehin den Boden mehr oder weniger stark auslaugt, wodurch die Bodenbakterien geschädigt werden.

In höheren Lagen, wo Stangenbohnen nicht gut gedeihen, weil die Vegetationszeit bis zum Einbruch der Herbstfröste zu kurz ist, kann man folgenden Versuch vornehmen. Man pflanzt die Stangenbohnen in Töpfchen und lässt sie hinter den Fenstern in frostsicherem Räume keimen. Bis in 4—5 Wochen hat man schon schöne Pflänzchen, die man getrost ins Freiland setzen kann, so dass man auch da einen Ertrag bekommt, wo es früher nicht möglich war. Je umsichtiger wir sind, je besser wir denken und überlegen, umdesto bessere Einfälle werden uns kommen, die uns je nach den Verhältnissen, in denen wir leben mehr Freude und Erfolg einbringen.

Vom Leben in Mexiko

Eine Fahrt ins Ungewisse

In gewissem Sinne etwas unbefriedigt über das Ergebnis meiner Studienreise bei den Indianern in Nordamerika wandte ich mich nach Mexiko. Ich hoffte weiter im Süden, in Zentral-Amerika, meine Erwartungen nicht enttäuscht zu sehen, und ich wurde denn auch weitgehend für alle Mühen entschädigt.

Hier nun, in diesem Lande, das sich seine Unabhängigkeit erkämpft hat, begrüßte uns ein typisches Volksleben. Das Land der Gegensätze nahm uns auf mit seinem farbenfrohen Zauber und seinem Lächeln, aber auch mit seiner jähren Unberechenbarkeit und ungemütlichen Willkür. Da hiess es nun immer mehr oder weniger auf der Hut zu sein, auf der Hut vor Wasser und Nahrung, auf der Hut auch vor der jähren Willkür unbeherrschter Menschentypen. Aber dies alles wurde uns erst so richtig im Laufe der Zeit bewusst. Wir fuhren wirklich in etwas Unbekanntes und zugleich auch Unsicheres hinein.

Nachdem wir bei El Paso die Grenze überschritten hatten, beschäftigten wir kurz die mexikanische Grenzstadt Juarez. Schöne Gebäude in spanischem Stil erinnerten uns mit ihren vergitterten Fenstern aus kunstvollem Eisenhandwerk fast ein wenig an unser Engadin. Auch die Tore und Zäune fielen uns auf, und besonders Gefallen fanden wir an den prachtvollen Gärten.

Nach diesem einladenden Empfang führte uns der Weg durch die weiten Ebenen des mexikanischen Hochlandes. Bis Mexico-City waren mehr als 2000 km zurückzulegen. In der Regel wählen sich die Touristen jedoch nicht diese einsamen Gegenden aus, um zur Hauptstadt hinzugelangen, sondern nehmen den bekannteren Weg über Monterrey, der auf die Fremden eingestellt und weniger unheimlich ist. Fährt man aber Richtung Chihuahua, dann befindet man sich stundenlang in einsamsten Gebieten, bis man wieder bei einer Ortschaft ankommt. Man muss sich daher immer mit genügend Benzin versehen, um nie in Verlegenheit zu kommen, die sich in diesen Gegenden wohl äusserst katastrophal und tragisch auswirken würde.

Ein Land freilebender Indianer

Nun endlich waren wir in einem Lande, wo wir die Indianer nicht in Reservationen aufsuchen mussten. Überall begegneten wir ihnen, auf den Strassen, über Land, in den kleinern Provinzstädtchen und den grössern Ortschaften und nicht zuletzt natürlich auch in Mexico-City. Der Hitze wegen tragen die Männer meist helle, wenn nicht gar weisse Beinkleider und ebensolche lose Jacken

dazu. Ueblich ist auch der typische, grosse Mexikaner-Strohhut, den alle Männer, ja schon die kleinen Jungen wie ein mexikanisches Wahrzeichen tragen. Ebenso auffallend sind zur etwas kühleren Winterszeit abends und in der Morgenfrühe die selbstgewobenen, bunten Wollbehänge, die jeder Mexikaner gegen Kälte und zur Regenzeit gegen allfällige Regenschauer über seinen Achseln trägt. Als Halsausschnitt dient eine eingewobene Öffnung und gleichmässig werden Rücken, Brust und Bauch geschützt. In einigen Gegenden kam es uns vor, wir wären irgendwo in China gelandet, besonders wenn aus den braunen Gesichtern fast etwas Mongolisches herauschaute und die Augen mit den chinesischen Schlitzaugen verwandt zu sein schienen. Unser Eindruck war denn auch nicht ganz aus der Luft gegriffen, denn eine Vermischung mit mongolischem Blut wird sogar von der Wissenschaft in Betracht gezogen. Dieser mongolische Einschlag wird vormerklich in den südlichen Gegenden von Mittel-Amerika angetroffen. Ueber die eigentliche, ursprüngliche Rassenzugehörigkeit des gesamten Volkes streiten sich die Gelehrten noch heute. Je mehr man nach dem Süden kommt, umso mehr ändert sich die Hautfarbe vom braunrötlichen zum mehr dunklen, schwärzlichen Ton. Es hat mich daher gar nicht sonderlich befremdet, dass mir einige Indianer im Süden sagten, sie seien Nachkommen von Kusch, von dem auch die Neger ihre Abstammung herleiten, denn Kusch war bekanntlich ein Sohn Kanaans und dieser wiederum ein Sohn von Ham. Es ist somit womöglich gar nicht ausgeschlossen, dass die in den südlichen Gegenden Amerikas wohnenden Indianer Hamiten, also wirkliche Nachkommen von Kusch sind, während die im nördlichen Teil lebenden, die mehr rötlich sind, eher noch etwas semitisches Blut haben. Die forschende Wissenschaft zieht beide Möglichkeiten der Abstammung in Betracht und es scheint, dass beide Ueberlegungen richtig sein mögen.

In den Hochebenen, die wir durchfahren, leben meist noch reine Indianer, während sich hauptsächlich in den kleinern Provinzstädtchen auch noch Mestizen, also Mischlinge niedergelassen haben.

Bauten und Volkstümliches

Die Landbevölkerung wohnt im nördlichen Teil meistens in Lehmhütten, die ganz ähnlich gebaut sind wie jene in den Indianergebieten von Nord-Amerika. Die Lehmziegel, die man dazu verwendet, werden nicht gebrannt, sondern nur sonnengetrocknet und alsdann aufgeschichtet. Da es in diesen Gegenden verhältnismässig wenig regnet, halten solche Häuser jahrzehntelang. Ja, es gibt sogar Städte, wie ich solche bei den Hopi-Indianern gesehen habe, die bereits jahrhundertealt und verhältnismässig noch gut erhalten sind.

Bei uns wären solche Lehmhäuser nicht von langer Dauer, da wir zuviel Regen und Frost haben. Der Lehm müsste zuviel Wasser aufsaugen und würde zudem noch durch das Gefrieren abbröckeln. In heissen Gegenden jedoch, in denen es im Winter höchstens 3—5 Tage kalt ist und etwas Frost hat, sind solche Lehmhäuser die billigste Bauart, die man wählen kann und für jene Gegenden bestimmt auch nicht ungesund. Sie sind daher auf dem Lande beliebt, und sowohl Einzelgehöfte wie auch ganze Dörfer werden im Norden des Landes so gebaut. Diese sehen zwar für unsere Begriffe etwas eintönig und armselig aus, aber die Bewohner sind damit zufrieden. Im Süden treffen wir an Stelle der Lehmbauten nur noch Strohhütten aus Bambusrohr oder Rundholzlatten und Palmblättern.

Anders ist es in den Städten, wo oft schöne Gebäude, vor allem oft die prunkvollsten Kirchen stehen. Jede Stadt, auch wenn sie noch so klein ist, ja, sogar grössere Dörfer oder Flecken haben ihren typischen Dorfplatz, der oft ganz parkähnlich aussieht und in der Regel gemalte Ruhebänke aus geschmiedetem Eisen aufweist. Hier spielt sich ein gut Teil des abendlichen Volkslebens ab. Aber auch

am Tag findet hier jeder Müde oder Müssige seine Ruhe. Es ist der beliebte Aufenthaltsort von Gross und Klein. An Markttagen ist er besonders belebt und auch an andern Anlässen, die das Volk liebt. Ueberhaupt herrscht in den Städten ein reges Leben und Treiben. Der Mexikaner lässt sich zwar gerne Zeit und sein «mañana, mañana», was morgen, morgen heisst, ist sprichwörtlich geworden. Aber dieses Aufschiebebedürfnis gilt wohl zunächst mehr der Arbeit als dem Vergnügen, denn er treibt leidenschaftlich gerne Sport und ergötzt sich am Spiel. Mit gespannter Aufmerksamkeit wohnt er dem Baseballspiel oder den bekannten Stierkämpfen bei. Man darf eben nicht vergessen, dass die Spanier einst Herren über das Land gewesen sind und dieser Einschlag macht sich heute noch lebhaft geltend. Auch dem Autofahren huldigt der Mexikaner mit Vorliebe. Er fährt wohl so rasch wie der Franzose, aber noch etwas weniger vorsichtig und bedacht als dieser. Das Fahren in seinen Städten ist daher sehr aufregend, ja sogar auf dem Lande, denn nie weiss man, was irgend einem von ihnen einfällt, ob er zur Unzeit vorfährt oder sich sonst einen ungebührlichen Lapsus gestattet. Da Mexiko kein Rechtsstaat nach europäischem Begriff ist, muss man als Fremder irgendwelche Zusammenstösse ernstlich meiden, denn unter allen Umständen wird der Einheimische geschützt. Besonders Staatsbeamte scheinen ein aussergewöhnliches Vorrecht zu besitzen und in der Hinsicht überhaupt unantastbar zu sein.

Uebersaus unangenehm ist der Geist oft in den Bergwerkstädtchen. Mexiko ist äusserst reich an Mineral-schätzen und die Ausbeute erfolgt meist durch eine bevorzugte Oberschicht. Die Bewohner dieser Städte haben besonders in der nördlichen Gegend vielerorts noch einen richtigen Wegelagerer- und Banditengeist, und wenn man den geographischen Führer verfolgt, findet man seinen Eindruck meist bestätigt, denn gewöhnlich wird darin berichtet, dass früher Banditen und Wegelagerer die dortige Gegend unsicher gemacht hätten. Dies alles sind Eindrücke, die man sammeln kann, wenn man die einsame Route von El Paso bis Mexico City wählt, wie wir es getan haben. Je mehr man sich allerdings der Hauptstadt nähert, umso belebter wird die Gegend, und das Unheimliche nimmt mehr und mehr ab.

Altes und Neues begegnen sich

Zwar in Mexico City selbst empfanden wir nichts weniger als einen gemütlichen Geist. Da trifft das Rückständige mit dem Modernen zusammen und das Gemisch, das sich daraus ergibt, ist für den kurzfristigen Besucher, der seine Eindrücke in einer gewissen Eile sammeln muss, höchst eigenartig. Da kommt sie zusammen, die alte Baukunst der Azteken, die ihre Pyramiden erbauten, welche heute noch ein rechnerisches Wunder bedeuten, zusammen trifft diese mit modernster, ja sogar hypermodernster Bautechnik, wie es die eigenartige, noch unbewohnte Universitätsstadt ist, welche der vorherige Präsident auf Staatskosten auf einem Lavafeld erbauen liess, um Arbeit und wohl auch nicht zuletzt, sich selbst einen Namen von Ruhm zu beschaffen. Notwendige staatliche Sparmassnahmen haben nun zwar die Vollendung dieses Stadtteiles bis auf weiteres aufgeschoben.

Geschickt hat sich hier auch der alte Götterkult mit neuern Religionslehren vermengt, so dass man glauben mag, die Geschichte habe sich zurückgekurbelt, und wir lebten noch in der Zeit, in welcher die Stadt auf einer Lagune gegründet worden ist. Dies geschah lange bevor Kolumbus Amerika entdeckte. Damals soll, so erzählt die Geschichte, sogar ein weisser Mann ihr Führer gewesen sein. Als Gott haben sie ihn verehrt, und wie ein solcher hat er über sie geherrscht. Er soll ihnen geraten haben, auf ihren Wanderungen da Halt zu machen und eine Stadt zu bauen, wo ein Adler, auf einer Lagune stehend, eine Schlange fresse. Diese Lagune hat das wandernde Volk wirklich in der Hochebene, wo heute die Stadt Mexico steht, gefunden, ja sogar der Adler, der eine Schlange

Heilmethoden, Kunstsinn und Abschied

Auch das Gebiet indianischer Heilweise ist sehr interessant, wenschon man davon nur einzelnes erfahren kann. Selbst Aerzten, die zu Forschungszwecken jahrelang unter Indianern leben, gelingt es nicht, hinter alle Geheimnisse ihrer Kunst zu kommen. Bekannt ist, dass die Indianer sehr zuverlässige Mittel gegen Schlangenbisse haben, auch gegen den Biss der Klapperschlange. Ein mir befreundeter Arzt sandte während seinem Forschungsaufenthalt, wenn ihm selbst das notwendige Serum fehlte, Leute, die von Schlangen gebissen worden waren, in die Behandlung der Indianer. Er selbst erfuhr nie, welches Heilmittel diese dagegen anwandten, während er indes wieder andere Heilmethoden von ihnen kennen lernte. Manchmal war dämonischer Zauber dabei, grösstenteils aber handelte es sich um ein Erfahrungsgut, das selbst den geschulten Arzt in Erstaunen setzte. Noch bevor wir durch Pasteur in den Besitz eines Serums gegen Tollwut gelangten, besaßen die Indianer bereits schon ein zuverlässiges Mittel dagegen. Die natürliche Einstellung und der natürliche Instinkt der Naturvölker lässt sie oft schneller wirkende und zuverlässigere Mittel finden, als dies der exakten Wissenschaft möglich ist.

Sehr erfreuend und belebend wirkt auch der Kunstsinn der Indianer auf uns. Besondere Wertschätzung hat derjenige dafür, der in einem Lande heimisch ist, wo ebenfalls das Kunstgewerbe noch als Volksgut gepflegt wird. Mit den oft einfachsten Mitteln verstehen die Indianer die schönsten Arbeiten zu verrichten. Sie sind im Spinnen und Weben durch und wissen auch, wie sie die Wolle mit natürlichen Farben färben können. Auch die Töpferei und Bastarbeiten setzen uns oft in Erstaunen, denn sie sind mit Geschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt. Manche unserer Kunstgewerblerinnen könnten ihnen dies und jenes, besonders aber das natürliche Wollfärben ablauschen. Noch vieles gäbe es zu berichten, aber für heute verlassen wir das Land der Farbenfreude mit seinen dunkelhäutigen Bewohnern. Noch immer sehen wir sie im Geiste auf ihren hübschen, kleinen, wollig weichen Eselchen ruhig dahereiten. Oder wir winken in Gedanken einer lebhaften Kinderschar, die mit lachenden braunen Augen auf ihren vierbeinigen Freunden an uns vorbeitraben, ein letztes Lebewohl zu. Fast fällt es uns schwer, dem Lande den Rücken zu kehren, war uns doch oft, als befänden wir uns irgendwo im Morgenland, in den Gefilden palästinensischen und in den Zeiten alter, biblischer Begebenheiten. Die Landschaft war zu dieser Täuschung angetan und auch die reitenden Menschen, die frohgemuten Kinder und die hübschen, braunen Eselchen, die uns so gut gefielen, dass wir am liebsten auch auf ihrem Rücken durch das Land gezogen wären.

Das biologische Gleichgewicht

Folgen blinder Selbstsucht

Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Selbstsucht blind macht. Vieles, was der Mensch in der Natur ändert, entspringt diesem Motiv, und was er im Augenblick dadurch gewinnt, das schadet ihm später oder dann eben seinen Nachkommen. Dies fand ich so in Spanien, vor allem aber auch deutlich in Amerika. Jahrtausende braucht der Wald, um eine dicke Humusschicht zu bilden. Der Endsieg seiner Bemühung ist der Hochwald. Schwer ist es in heissen Ländern, in denen es monatelang nicht regnet, den Wasserhaushalt zu regeln, und es ist ein technisches Wunder, wie die Natur dies zu regeln vermag, wenn der Mensch nicht mit seinem Unverstand und einer gewissen Kurzsichtigkeit störend eingreift.

Es ist bekannt, dass in Spanien in weiten Gebieten Kahlschläge durchgeführt worden sind wegen dem Gewinn, den das Holz einbrachte. Auf diese Weise verschwand viel Wald und sein Verschwinden hat die klimatischen Verhältnisse derart verändert, dass heute grosse Gebiete un-

fruchtbar sind, die früher mit herrlichen Wäldern bewachsen waren. Nachdem die Hochstämme verschwunden waren, trocknete der Boden aus, die Bodenpflanzen und Moose, die als kleine Wasserreservoir mitgeholfen hatten, die Feuchtigkeit zu halten, sind abgestorben. Die Luft wurde trocken, Quellen versiegten, und der dürre Humusboden wurde vom Winde weggeweht oder in der Regenzeit hinweggeschwemmt, da er, der Pflanzen beraubt, keinen Halt mehr hatte. Wo einst schützender Wald stand, ist heute nur noch felsiger Grund, der ohne Humuserde ein Wiederaufforsten unmöglich macht.

Ähnlich hat der weisse Mann in Amerika gehaust. Hätte er nur soviel abgeholzt, als er Bauholz benötigte, dann hätte dies den damaligen Riesenwäldern überhaupt nichts ausgemacht. Statt dessen aber wurden ganze Waldstriche niedergebrannt, um Kulturland zu gewinnen, denn der metertiefe Humusboden war zu einer solchen Handlung natürlich verlockend. Dieser ungezügliche Raubbau im Waldbestand dieses Riesenlandes hat sich nicht nur klimatisch und in bezug auf den Wasserhaushalt unglücklich ausgewirkt; auch die Tierwelt, die im Walde Schutz und Nahrung findet, ist davon empfindlich betroffen worden. Viele Tierarten, vor allem Vögel, die vordem in unzähligen Scharen zu Millionen vorhanden waren, sind zur Seltenheit geworden, wenn nicht gar ausgestorben. So sind die herrlichen Büffelherden sinnlos hingemordet worden, zum Teil aus Mordlust und Jagdgier, aber auch wegen den Häuten, die in den Gerbereien gut bezahlt wurden. Das Fleisch überliess man vielfach den Geiern, Wölfen und einer Hyänenart, die dort vorkommt. Für die Indianer waren früher diese Büffelherden die hauptsächlichste Fleischversorgung nebst den Antilopenarten, die sich damals ebenfalls noch vorfanden.

Ein ähnliches Los traf auch die Passenger Tauben, die so zahlreich waren, dass ein völliges Verschwinden für ganz unmöglich galt. Sie fanden sich in den Wäldern so reichlich vor, dass oft bis zu einem Dutzend Nester auf einem einzigen Baum gefunden wurden. Da sie so zahlreich waren und immer in Schwärmen flogen, waren sie leicht zu schießen. Für ihr Fleisch, das gut schmeckte, wurde ein guter Preis bezahlt, weshalb arbeitsscheue Menschen nichts anderes taten, als Tauben herunterknallen, um sie nachher auf den Märkten verkaufen zu können. Durch das Abnehmen der Wälder nahm auch die Nistmöglichkeit ab, aber auch das Futter, das vormerklich aus Buchnüssen, aus Samen von Nadelholzarten und Insekten bestand. Diese ungünstigen Umstände zusammen mit dem sinnlosen Abschiessen der Tauben trugen dazu bei, dass ihrer immer weniger und weniger wurden, bis schliesslich die letzte von ihnen ums Jahr 1912 herum im zoologischen Garten von Cincinnati starb. Gesetze, die einsichtige Männer zum Schutz gegen den Frevler an der Natur schliesslich von der Regierung erzwingen, kamen meistens zu spät, um den entstandenen Schaden noch rechtzeitig stoppen zu können. Unsere gefiederten Freunde dienen uns nicht nur zur Augenweide, noch sind sie bloss da, um mit ihrem Gesang unser Herz zu erfreuen, o nein, die Vögel haben noch weit wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Sie sorgen dafür, dass sich schädliche Insekten und Ungeziefer nicht zu sehr vermehren und dadurch Unheil anrichten. Heuschreckenschwärme, die ganze Ernten vernichten können, wären nicht da, wenn genügend Vögel vorhanden wären, denn diese sorgen in der Natur immer wieder für das biologische Gleichgewicht, wenn der Mensch dies nicht in völliger Kurzsichtigkeit störend verhindert. Warum sich abmühen mit dem Abwerfen von Gift und Giftgasen, wenn doch die Natur weit einfacher, zweckdienlicher und sicherer für die Erhaltung des biologischen Gleichgewichts gesorgt hat?

Das Beachten der Naturgesetze

Ein einfacher Versuch, den ich letztes Jahr in Californien durchführte, bestätigte mir im Kleinen, wie einfach alles geregelt werden kann, wenn der Mensch die Natur mit Vernunft pflegt, ihre Gesetze beachtet und sich solche